



Peter Kunkel  
Pater Alfonsos Schachtel  
Ein Roman(fast nur) in Briefen

Folge 4

22  
Deutsch

Berlin, den 7. März 1976

Hi Pfarrer,

nach dem Erdbeben in Guatemala dachte ich, da kannst du auch mal was tun und dort Hilfe leisten. Also habe ich mir das Geld für den Flug zusammengeliehen beziehungsweise die Leute so lange angeödet, bis sie was für die Hilfe spendeten. War nicht einfach.

Zunächst haben wir uns erkundigt, wo es am schlimmsten war. Schon das war schwierig. Kein Mensch in Guatemala City spricht einigermaßen Englisch, und sonst taten sie so, als hätten sie viel zu tun und ließen uns oft einfach stehen. Schließlich sind wir irgendwo ins Hochland gefahren, ich und mehrere junge Leute aus verschiedenen Ländern, die auch zur Hilfe gekommen waren. Wir suchten in jedem Ort nach dem Rathaus, was auch schon nicht einfach war, weil die Dinger meistens so schäbig waren, dass man gar nicht glauben konnte, dass von da die Stadt verwaltet würde. Die Leute waren scheint's von den notwendigen Maßnahmen total überfordert. Wir mussten in endlosen Schlangen anstehen, nur um zu hören, dass man für uns keine Verwendung hätte. Ich glaube, sie wollten uns einfach keine Unterkunft geben - wir hatten ja schließlich im Flugzeug nicht eine halbe Zeltstadt mitbringen können. Aber Hilfsbereitschaft sollte eigentlich honoriert werden. Auch die Bewohner dieser Provinzlöcher benahmen sich in keiner Weise freundlich, wenn wir ihnen unsere Hilfe anboten. Auch sie konnten eben nichts anderes als Spanisch, wenn es das überhaupt war.

Einer von uns verstand wenigstens, dass irgendwo ein Pfarrer war, der seiner Herkunft nach Flame wäre und vermutlich Deutsch könne. Ich habe mich daraufhin von meinen Kumpeln getrennt und habe meine Aktivität in Ihre Stadt verlegt. Stadt, na ja gut, eher ein Rattenloch.

Es war schwierig, sie zu erreichen. Ich musste ein Flugzeug nehmen, das eine ganze Weile über ihrem Flugplatz kreiste, angeblich, weil gerade ein Nachbeben stattfand (der Pilot konnte wenigstens etwas Englisch). Man sah von oben nichts davon. Es war wohl reine Hysterie. Jedenfalls musste ich dann zu Fuß in die Stadt laufen. Sowas wie ein Bus existiert bei Ihnen offenbar nicht. Ich kam mit meinem Gepäck zu Fuß nach Einfall der Nacht an. Die Straßen waren miserabel beleuchtet. Ich irrte lange herum. Ich brauchte ungefähr eine Stunde, um Ihre Wohnung zu finden. Ich habe dann versucht, Ihnen meine Vorstellungen von Unterstützung und Hilfe zu entwickeln.

Die Behauptung, dass Sie Deutsch sprächen, ist zumindest übertrieben. Ihr Deutsch war von zahlreichen flämischen Wörtern durchsetzt. Man hätte meinen können, dass so etwas Einfaches wie mein Hilfsangebot leicht zu verstehen sei. Aber Sie machten zu allen meinen Vorschlägen ein ablehnendes Gesicht. Das hat mich sehr gewundert. Schließlich dürften nicht gerade viele Helfer sich in diese Pampa verirren. Als ich auf meine Unterbringung zu sprechen kam, rissen Sie eine Tür auf und zeigten mir ein Raum, der gestopft voll mit dunkelhäutigen Männern, Frauen und Kindern lag. Es war Ihnen offenbar zu mühsam, mir diese Ansammlung auf Deutsch zu erklären. Sie könnten mir nur Unterkunft mit den anderen in diesem Saal anbieten, sagten Sie. Na, Saal! Die Hotels der Stadt seien auch voll und halb eingefallen, wie auch dieses Pfarrhaus. Auch die Frage, wo Sie denn schliefen, antworteten Sie nicht. Ich habe sofort Ihr Haus verlassen. In der Nacht bin ich in der verdreckten Stadt herumgelaufen und am Morgen zum Flugplatz, wo ich eine Ewigkeit gewartet habe, bis ein Flugzeug erschien. Dann nichts wie zurück nach Hause.

Ich denke, dass die Guatemaler so trotzig und rotzig jede Hilfe ablehnen, weil sie jahrhundertlang von der katholischen Kirche daran gewöhnt worden sind, dass andere nur fordern, aber nichts spenden (es macht natürlich auch keinen Spaß, einer so mürrischen und unfreundlichen Nation zu helfen). Bekanntlich besitzt der Vatikan eins der größten Vermögen der Welt und der Jesuitenorden noch mehr. Aber haben Sie je davon gehört, dass die beiden jemals bedeutendere Summen für Naturkatastrophenopfer oder Flüchtlinge gespendet hätten? Nicht einen Pfennig! Ich war blöde, mich an einen ihrer Vertreter zu wenden. Das wollte ich Ihnen wenigstens noch mitgeteilt haben, und zwar auf Deutsch, damit Sie an dem Brief was zu knacken haben.

Nur weiter so!

Jens Schneider

Brüssel, den 9. Februar 1976

Lieber *Padre*,

nie war es schlimmer, so weit von Guatemala entfernt zu sein. Ihr wisst, wie gern sich Fernsehen und Presse auf Schreckensnachrichten stürzen, aber die nüchternen geophysikalischen Daten, Bebenstärke und die Verschiebung der beiden Erdplatten gegeneinander, bestätigen, dass es wirklich so schlimm steht, wie berichtet wird. Ganze Dörfer sollen verschwunden sein, besonders indianische. Deren Häuser hätten aus luftgetrockneten Ziegeln bestanden, heißt es, die sich einfach in Staub aufgelöst hätten und die hölzernen Dachstühle ungebremst auf die Bewohner fallenließen. Wie mag es in Siguanhá aussehen? Nein, allein bei Euch? Das Pfarrhaus an der Kathedrale wird nicht aus luftgetrockneten Ziegeln bestehen oder bestanden haben. Aber es genügt ja, wenn ein Stück Mauer herausbricht und Euch ins Bett fällt. Ich versuche, mir diese Vorstellung auszureden. Ich versuche, mir klarzumachen, dass man wenigstens warten sollte, bis vage Mitteilungen kommen, und wenn es nur ganz allgemein über die Alta Verapaz wäre. Aber es gelingt mir nicht. Jedes Trümmerfeld im abendlichen Fernsehen setzt Fantasie und Unruhe wieder in Gang. Bei jeder Reihe unidentifizierbarer Toten auf dem Bildschirm meine ich Euch zu erkennen. (Als alter Afrikaner sollte ich es gar nicht zu Papier bringen. In Worte gefasstes Unglück tritt ein, ist eine afrikanische Faustregel.) So sehe ich Euch um andere Erdbebenopfer bemüht, von einer Bahre zur anderen schreitend, nicht um die letzte Ölung zu geben, o nein.

Trost kommt mir von anderer, unerwarteter Seite, von meiner frechen Klasse 11a. Ich habe ja schon erwähnt, dass sie auf jede Andeutung privater Gefühle ihres Erziehers warten, um sich darauf zu stürzen und sie zu zerfetzen. Sie entdeckten meine Unruhe keine Minute nach meinem Erscheinen am übernächsten Tag nach dem Beben (vorher wussten wir noch nichts). Es war ein Dambruch. Ich berichtete von Euch, davon, wie ich Euch kennenlernte, bei Euch arbeitete, und von unserer Verbindung und dass sie trotz meiner Frechheit - hier entstand eine Bewegung unter den Mädchen (Frechheit hätten sie für ihr Privileg gehalten, erklärten sie mir später) - trotz meiner Frechheit also nie abgerissen sei. Es war ein wirres Gesprudel von Erinnerungsfetzen, Gestotter und ziemlich ungefügen Gefühlsausbrüchen. Ihr könnt Euch denken, wie sie reagiert haben. Sie waren mucksmäuschenstill. Ich bin mir nicht sicher, ob sie wirklich mitbetroffen waren. Es gibt zu viele Erdbeben und andere Katastrophen, die sie sich im Fernsehen ansehen. Einige zum mindesten werden auch angehalten, die Nachrichten und damit die entsprechenden Bilder anzuschauen. Wenn sie betroffen waren, dann wohl eher darüber, dass ihr sonst so vorsichtiger Lehrer sich so gehen ließ und auslief wie ein Fass, das man falsch angezapft hat. Ich sah, dass sie geniert waren. So etwas tut man in ihren Kreisen nicht. Ich wusste es, konnte aber nicht anhalten.

Als ich mich wieder einfing und sie sich auch, waren sie großartig. Sie, oder vielmehr ihre Eltern und Familien haben ja Verbindungen überall hin, und jetzt berieten sie eifrig, was sie tun könnten, um an Nachrichten aus Siguanhá zu kommen. Sie wurden immer eifriger. Es

fielen ihnen immer neue Möglichkeiten, und so jung sie sind, ich vertraue ihnen, dass sie Erfolg haben. Es richtet mich etwas auf.

Ob Euch dieser Brief erreicht? Möge es Euch und den Ihren in Siguanhá wohl ergehen, selbst wenn Trümmer um Euch herumliegen!

Jean-Pierre

24

Kekchí

„Sei begrüßt, Welt, ich bin gekommen, mich vor dir zu verbeugen und, da du gegenwärtig bist, niederzuknien. Und auch, um die Gunst der heiligen Apostel zu bitten, der Meister des Hausbaus, der Meister des Eisens, der Meister der Macheten. Sie haben ihre Maße im Angesicht der Welt genommen, vor der Welt, und sie gehen durch unsere Stadt. Und jetzt, Meister des Hausbaus und unser Santo Tomas de Aquino, seht uns, hört uns vor der Welt. Wir sind es und bitten euch um einen Platz für unseren Pfarrer Alfonso, dessen Pfarrhaus durch das Erdbeben eingebrochen ist. Ich rufe den Tag an, den Meistertag, 8 *ajpu* [unidentifizierte Datumsangabe], dem Tag der Feier von Haus und Herd. Und so wird mir vielleicht gewährt, in den nächsten zwanzig Tagen vor dir zu stehen, Welt, und mit mir der, der dein Angesicht ausmessen wird, der Maurer Javier Pop. Er hat mit mir den Auftrag bekommen, das Pfarrhaus wieder aufzubauen. Vielleicht werden die großen Leute, die kleinen Leute, meine Nachbarn, freundlich auf diese Arbeit schauen. Oder sonst wird es vielleicht nicht gut, sondern ungut. Vielleicht planst du, unseren Pfarrer leiden zu lassen. Was mich angeht, so wünsche ich nur, unserem Pfarrer und seiner Familie, die er um sich gesammelt hat, den alten Männern und Frauen und dem Mädchen, dessen Herz du verrückt hat, einen Ort zu schaffen, wo sie wieder leben können. Wenn es nicht gelingen wird, haben sie keinen Platz, wo sie leben können, weil das Erdbeben ihr Heim vernichtet hat. Wenn das Werk vollendet ist, werden wir unsere Opfergaben vor dich bringen, Welt. Entschuldige uns! *Ave Maria...*“

Zwanzig Tage danach beginnt die Arbeit. Der Maurer markiert den Platz, wo die neuen Räume des Pfarrhauses stehen werden. Ich zünde in jeder Ecke Opfergaben an, 12 Copalscheiben und in jeder Ecke eine Kerze zu einem halben Quetzal [der Quetzal war 1976 an den US-Dollar gebunden. Ein Quetzal = ein Dollar]. Das findet abends um 6 Uhr statt. Gleichzeitig opfert der Vormann der Arbeiter den verstorbenen Maurern. Ich spreche:

„Sei begrüßt, Welt. Sei begrüßt, heiliger Ort der Idole. Ich bin's, der euch angerufen hat vor diesem heiligen Geist. Dies ist die Stunde, in der wir alle persönlich mit allen Arbeitern zusammengekommen sind. Vielleicht gibt es einen, der voller Gedanken ist. Vielleicht ist da einer, der böse Gedanken hegt. Vielleicht lauert Krankheit. Vielleicht ist Schmerz im Anzug. Vielleicht geht etwas schief mit diesem Pfarrhaus. Möge kein Übel es befallen. Vielleicht wird die Hacke jemand verletzen. Vielleicht werden die Eisenträger es tun. Vielleicht die Balken. Vielleicht wenn sie den Dachstuhl auflegen. Möge niemand herunterfallen. Möge sich niemand verletzen, wenn sie die Ziegel legen. Dafür bringen wir diese Opfergaben.“

Ja, Welt, verzeih unsere Zudringlichkeit. Das ist, was vor uns auf dem Tisch liegt.“ Hier gieße ich in jede Ecke einen Schluck Rum. „Das ist für euch, Welt. Nimm es an und sei nicht zwiespältigen Herzens gegen mich. Möge unser Werk nicht umsonst sein, Welt. An dem Tag, in der Stunde, da das Haus vollendet sein wird, werde ich unser Opfer vor deine Gegenwart bringen, um zu danken, und auch Dankopfer für Tomas de Aquino, unseren Chef, und auch unserem Vater Christus auf dem Kalvarienberg und unserem Vater Christus im Himmel und danken auch den Meistermaurern. Welt, verzeih. *Ave Maria.*“

Morgen und übermorgen werden die Zeremonie wiederholen und solange, bis das Haus fertig ist.

#### Spanisch

Nun habe ich dir aufgeschrieben, was wir beten, wie du mich gebeten hast, und nun weißt du es.

Javier Choc

25

#### Französisch

Brüssel, den 21. März 1976

Lieber *Padre*,

hier schicke ich die Benachrichtigung an Eure nach dem Foto so niedliche Siguanhaner Bank (ich hoffe, sie ist nicht von Haupt- und Nachbeben in Schutt und Asche gelegt worden), wo und von welcher Bank in Guatemala Stadt sie den angegebenen Betrag nach Siguanhá überweisen lassen kann. Ich habe meine Mädchen mobilisiert, nein, der Wahrheit die Ehre, sie haben mich mobilisiert, und viele, eigentlich alle Eltern haben freudig gespendet. Wenn es in so sichere Hände käme wie die Euren, war die allgemeine Ansicht, sei man wenigstens gewiss, dass es wirklich dahin gelange, wofür man es gäbe. Darin konnte ich die edlen Herrschaften, die sich herabgelassen haben, mit einem Lehrer zu reden, nur ergebnis bestätigen.

Die Mädchen schäumen natürlich über vor Begeisterung über sich selbst. Den Unterricht fördert das nicht unbedingt. In meiner Torheit habe ich sie die Gebete für den Wiederaufbau Eurer Pfarre, die Ihr mir geschickt habt, wissen lassen, zunächst vorgelesen, später als Fotokopien verteilt. Nun setzen sie mir heftig zu, wie näher diese Gebete an der Natur und an der Gottheit seien als unsere, und ich bin mal wieder in der Defensive. Immerhin, so wilde Blasphemien wie früher - ich habe ja davon berichtet, wenn auch nur einen kleinen Teil davon - sind seit dem Erdbeben nicht mehr laut geworden. Ich gebe aber die Hoffnung (und die Angst) nicht auf, dass sie wiederkommen.

Belgische Nachrichten können Euch kaum interessieren. Das ‚Volk‘ langweilt sich, während die Parteien den Sprachenstreit anzuheizen versuchen. Eine Regierung, wenigstens eine einigermaßen gesicherte, haben wir mal wieder nicht.

Mit dieser tristen Nachricht und dem wärmsten Wunsche, dass es bei Euch vernünftiger und nachbarlicher zugehen möge.

Jean-Pierre

26

Englisch

Oberheudorf, den 25. März 1976

Hochwürden,

ich war am 1. Februar wieder im Guatemala. Wie immer, wollte ich in meiner Sammlungstour das Land von West nach Ost abgehen. Meine erste Station war die Kaffeeplantage eines englischen Ehepaars in der Nähe des Atitlánsees. Sie haben auf ihrem Gelände einige Reste des Nebelwalds stehen gelassen haben, der sich früher am ganzen Westhang der Kordillere entlanggezogen haben muss. Mag sein, dass auch anderswo Reste davon erhalten sind. Ich bezweifle es aber. Zwei Tage habe ich dort friedlich sehr interessante Säckelchen gesammelt, dann kam das Erdbeben. Ich habe mich am nächsten Morgen gleich zu erkundigen versucht, wie es in Siguanhá steht. Aber da war nichts zu machen. Schon die Zugangsstraßen zur Plantage waren, soweit sie nicht selbst den Hang hinunter gefallen waren, durch Erdrutsche blockiert, und die Verbindungen durch Post und Telefon waren tot.

Später, in Guatemala Stadt, hieß es dann, auch in Siguanhá seien einige Schäden zu beklagen, aber keine Menschenleben, wie überall in der Alta Verapaz. Das ist immerhin etwas. Ich wollte doch gern mehr wissen. Wie es Ihnen ginge, Ihrer Familie, den Leuten von Siguanhá überhaupt. Aber vorläufig schienen Sie unerreichbar zu sein. Straßen seien durch Erdrutsche versperrt, zahlreiche *Pueblos* [etwa: Landkreise] seien zerstört, und man konnte auch sie nicht passieren. Die telegrafische Zentrale und die Post in der Hauptstadt sind, wie Sie wohl wissen, ausgebrannt, und das alles wird nicht besser durch die zahlreichen Nachbeben. Auch die Flughäfen waren offenbar weitgehend unbrauchbar. Unter ihnen sollte auch der von Siguanhá sein. Ich hoffe, dass Siguanhá nicht so aussieht wie die Hauptstadt und Ihre Kathedrale nicht so schwankt wie das Hotel, in dem ich untergekommen war. Bei größeren Nachbeben sah ich die Wände des Zimmers auf mich zukommen und gleich darauf wieder in die Tiefe des Zimmers zurückweichen. Die Leute sagen, ich sei verrückt, nicht auf der Straße zu schlafen, noch dazu, wo ich von Deutschland ein Zelt mitgebracht hätte. Ich muss zugeben, ich nur meiner Geräte und Sammlungen wegen einen geschlossenen Raum vorzog. Wenn sie weg sind, ist es fast so, als ob ich selber nicht mehr da wäre.

Das Erdbeben hat mich im Haus der Engländer am Atitlánsee erwischt, direkt an den Hängen des gleichnamigen Vulkans Atitlán und seines Zwillings Tolimán. Das englische Ehepaar war

wirklich interessiert an meiner Arbeit und stolz auf den Restwald, den sie mitunter sehr energisch verteidigen müssten. Sie behaupteten, dass es in ‚ihrem‘ Wald noch Quetzals gibt, und darauf waren sie noch stolzer. Ich war nicht unglücklich, dass ich während des Erdbebens im Bett lag und ohne großes Risiko ins Freie fliehen konnte. Als ich am nächsten Tag ‚meinen‘ Wald besichtigte, war er durchsetzt von kräftigen Erdrutschen. Ich konnte nicht mehr ausmachen, wo genau ich am Vortag gewesen war. Vermutlich hätte selbst mein Gewicht (im Vergleich zu den Erdmassen!) genügt, um mich den Hang hintersausen und eher wie nicht unter Erde und Geröll begraben zu lassen. Die Pflanzler hatten natürlich den Wald in erster Linie in erster Linie, um nicht zu sagen, nur an Steilhängen stehen lassen, die schlecht zu bearbeiten sind, und vor allem gerade die glitten mitsamt ihren Bäumen ins Tal. Es war zum Weinen. Es war kein Trost, dass ich auf diese Weise unglaubliche Mengen von Epiphyten in die Hand bekam, die vorher auf der winzigen und schwer zugänglichen Fläche unerreichbar gewesen waren. Ich nutzte die einmalige Gelegenheit noch zehn Tage, um die fast verschwundene Waldflora der Westseite der guatemaltekischen Kordillere kennenzulernen. Vermutlich gibt es auch hier viele Endemismen, deren Lebensraum nun weiter zusammengeschnürt ist.

Die Rückkehr nach der Hauptstadt war ziemlich abenteuerlich. Es gab zwar schon wieder Busse – ich war erstaunt und begeistert, wie gut die Guatemalteken, Ladinos [Mestizen] wie Indios, im Notfall zu organisieren verstehen, um auf sympathische Art sofort wieder in das übliche *Laissez-aller* zurückzusinken, wenn die Dinge wieder einigermaßen laufen. Die Busse fuhren nur bis zum nächsten Erdrutsch. Über diesen ans andere Ende zu klettern, schien nicht rätlich. Die Erdmassen setzten sich sofort wieder in Bewegung. Man musste kilometerweit um sie herumlaufen, oft auf steilen Hängen, die gerade noch zusammenzuhalten schienen. Mit meinem Gepäck kam ich nur langsam voran. Ich fand aber immer wieder Hilfe. Zusammen standen wir irgendwo auf der Höhe, und jammerten über das zerstörte Land. Überall leuchteten die freigelegten Erd- und Felsenhänge auf.

So konnte ich nicht nach Siguanhá kommen, wie ich es mir als Höhepunkt und Abschluss meiner Reise vorgestellt hatte. Ich hatte mich auf ein paar Abende mit Ihnen gefreut. Gut, dass er nicht kommen kann, werden Sie denken. Zu langen Gesprächen mit einem Ungläubigen habe ich jetzt gar keine Zeit. Nun, aufgezwungen hätte ich sie Ihnen nicht.

Ich musste einige Tage in der Hauptstadt verbringen. Eine Rollbahn auf dem Flughafen war zwar wieder benutzbar, aber sie wurde ausschließlich für Hilfsgüter benutzt, die pausenlos anrollten. Lebensmittel, Medikamente, Decken, Zelte. Etwa die Hälfte soll vom großen Nachbar Mexiko gespendet worden sein. Man konnte sich melden, um bei der Verteilung zu helfen. Ich habe versucht, dort meinen Zwangsurlaub wenigstens für andere nützlich zu machen. Man ließ mich drei Stunden mitmachen. Der Andrang der Hilfwilligen war so groß, dass für den Einzelnen nicht mehr drin war. Ich hatte den Eindruck, selbst das den Helfern zuzugestehen, war mehr eine freundliche Geste. Man wollte den Ausländern mehr entgegenkommen, als dass man sie wirklich hätte brauchen können.

Ich habe viel zugehört in diesen Tagen, und mein Spanisch hat einen ordentlichen Schub bekommen. Eine Geschichte hat mich besonders amüsiert. Zwei *gringos* (Nordamerikaner] hatten einen feucht-fröhlichen Abend verbracht und das Erdbeben glatt

verschlafen, obwohl sie oben in einem Hochhaus übernachteten, das doch ziemlich geschwankt haben muss. Als sie erwachten und sich umsahen, nahmen sie sofort an, dass sie ihrem Suff das Zimmer so zugerichtet hätten. Sie trauten sich nicht heraus, bis jemand kam, um nach ihnen zu sehen, und das war gut, denn das Zimmer war nur noch über eine Außentreppe zu erreichen, die sich vom Hauptgebäude gelöst hatte, um einen Meter angeblich, aber noch stand. Gleich hinter der Tür gähnte ein Abgrund, in den sie, oder wenigstens der erste von ihnen, hoffnungslos hineingerauscht wären, hätten sie versucht, ohne Hilfe den Raum zu verlassen. Ein Meter ist nichts, aber die Vorstellung, ihn über diesem Abgrund zu passieren, erzeugt in mir immer noch ein ungutes Gefühl in der Magengrube.

Ich will Sie nicht weiter mit Berichten über Beobachtungen im Wald und das Pflanzensammeln überschwemmen. Ich hoffe, dass es Siguanhá und besonders Ihnen und allen, die Ihnen anvertraut sind, bald wieder gut geht. Ihnen persönlich wünsche ich vor allem die nötige Gesundheit, um allen zusätzlichen Aufgaben gerecht zu werden.

Herzliche Grüße

Ihr Reinhard Spangenberg

27

Französisch

Brüssel, den 27. Juni 1976

Lieber *Padre*

(wenn ‚lieb‘ nicht schon wieder eine Kränkung ist: ‚verehrter‘ wäre nach Eurem letzten Brief vielleicht wieder besser),

nein, bestechlich seid Ihr nicht. Auch nicht durch eine, nicht ganz unerhebliche Spende. Sorgfältig trennt Ihr Dank und Anerkennung von Zorn und Missmut über die Parabel vom armen Paria und den Diktatoren. Und diesmal hab‘ ich es voll abbekommen. Ich hab‘ lange gebraucht, um mich von Eurer wilden Reaktion auf den letzten Brief zu erholen. Blasphemisch. Nein. Oder vielleicht doch. Dass die Gören schließlich nur die Vorstellungen ihres Lehrers aufgegriffen und grotesk übersteigert haben, weiß ich und habe Euch ja auch schon selbst geschrieben (wenn ich mich recht entsinne). Dass ich also der Hauptschuldige bin, will ich gar nicht abstreiten. Die ‚Gören‘ sind aber doch auch zu nicht geringem Teil beteiligt an der ‚Blasphemie‘. Aber Eingriff in die göttliche Gerechtigkeit und Allmacht! Puh, so war es doch nicht gemeint! Oder doch! Ja, doch. Es war so gemeint, und es gehört sich nicht.

Aber auf eins möchte ich noch hinweisen. Meine Deutung postmortaler Zustände wird vom Neuen Testament voll unterstützt. Denkt nur an die Geschichte vom verlorenen Sohn! Der kommt verlottert nach Hause (nachdem er mit vollmundigen Vaterschmähungen davongelaufen ist und mächtig viel Geld – und für was! – vertan hat) und bekommt sofort ein ganzes Kalb geschlachtet (was er gar nicht allein vertilgen kann). Von Beilagen und Getränken

ist erst gar nicht die Rede. Die verstehen sich offenbar von selbst. Der ältere, brave, arbeitsame Sohn, es wird *explizit* gesagt, wagt zwar kurz aufzubegehren, wird aber zurechtgewiesen und darf weiter malochen. Es wird ihm gesagt, dass der Vater an dem reuigen Lümmel mehr Freude hat als an ihm, dem Mustersohn. Ja, *Padre*, während ich das hier schreibe, frage ich mich, ob der Unterschied zwischen unserem Paria und den Diktatoren wirklich größer ist als der zwischen dem Herumtreiber und dem Mustersohn. Schließlich handelt es sich hier und dort nur um ein Gleichnis (na, wie er sich herauszureden versucht, nicht wahr?).

Einfach gebaut, wie der Mensch ist, versucht er sein Fehlverhalten mit seinem unerfreulichen Geschick in der letzten Zeit zu entschuldigen. Ich habe ja ewig gebraucht, um wieder eine Anstellung zu finden. Meine pädagogischen Erfahrungen in Kabungu brachten mir hierzulande nichts ein, höchstens Bemerkungen wie „Leider haben wir im Augenblick keine Stelle in Katoke frei.“ [Katoke' = angebliches Verbrecherviertel von Kinshasa und Übername des Brüsseler Viertels, in dem die meisten Afrikaner wohnen]. Und Ähnliches. Ernsthaftere Leute versichern mir immer, drei Jahre Unterbrechung sei der beruflichen Kompetenz nicht zuträglich. Unterricht im Kongo zählt eben hier für nichts, und im Grunde ist das ja auch berechtigt. Die Kinder in Kabungu haben mich vollkommen verdorben für den Unterricht belgischer Kinder. Was noch schlimmer ist, für frankophone [französischsprachige] Mädchen.

Meine Mädchenschule bedient ein sogenanntes besseres Stadtviertel. Auch unser kleine Volk ist nicht mit den Kindern in Kabungu zu vergleichen. Es kommt aus Familien, denen es finanziell gut geht. Es erstickt in Spielzeug, teuerster Kleidung, neuerer und neuester Elektroware, manchmal auch noch Puppen. Davon verstehe ich nichts. Das neueste Zeug ist mir in Kabungu einfach entgangen, und diese Unkenntnis hat das Resultat, dass die Mädchen mich nicht ernst nehmen, einige mich sogar offen verachten. Sie bringen Edelfutter für die Pausen mit, und wenn sie es nicht mögen, bieten sie es mir an. Die Kleinen nennen mich ‚Buschmann‘, und die Unterrichtsstunden auch in den unteren Klassen sind, anders als ich gehofft habe, das reine Chaos. Leicht zu haben, hatte *Madame Bourdon* gesagt. Dass ich nicht lache. Laute Strenge - wie wunderbar hat sie in Kabungu gewirkt - lässt den Lärm nur zu orkanartigem Protest anschwellen. Die Eltern kommen und sagen, die Kinder lernen nichts. Die Direktorin meint, dass ich das Probejahr wahrscheinlich nicht überstehe.

„Wir sind hier eben nicht im Busch.“

Als ob ich das nicht selber sähe. Es macht mich fertig. Es deprimiert mich den ganzen Tag über. Selbst um drei Uhr nachts wecken mich höhnische Kindergesichter, offensichtlich der letzte, unerträgliche Abschluss eines Alptraums. Die 11A liest mit mir Stücke aus Charlottes Brontës ‚Villette‘. Ich dache mir das nett, weil ‚Villette‘ ja ein Deckname für Brüssel ist. Ich fand wenigstens eine für mich eine interessante Auskunft: Charlotte Brontë lässt sich lang und breit darüber aus, wie ‚perfide‘ die Töchter des Adels in Villette seien. Inzwischen haben, so will mir scheinen, auch breitere Volksschichten diese ‚Perfidie‘ übernommen, ganz so, wie Ihr es von der Tracht der Indias schildern, die einst dem Adel vorbehalten war.

Ich erhole mich, Ihr werdet lachen bei - Delvaux'. Ich gehe nicht allzu oft hin, höchstens einmal in der Woche. Das erste Mal schien mir der alte Delvaux sichtlich pikiert, jedenfalls

wenig erbaut. Isabeau war recht freundlich, freundlicher, als sie im Rukarabwa je war. Ich hätte mir vielleicht etwas eingebildet, wenn ich nicht gesehen hätte, dass ich das der kleinen Rwandesin verdanke, die ich regelmäßig bei Delvaux' treffe.

„Ich habe wohl gestört“ sagte ich zu Isabeau, als sie mich zur Wohnungstür zurückbrachte.

„Was heißt ‚stören‘“, antwortete sie. „Ich störe auch, wenn ich ins Arbeitszimmer komme. Von Papa als ‚Studio‘ bezeichnet. ‚Studieren‘ ist ein freundlicher Ausdruck.“ Sie klang ziemlich giftig.

Sie ist doch ein fantastisches Mädchen. Ich denke immer noch daran, wie ich sie am ersten Tag auf dem Weg nach Rukarabwa traf. Sie ist immer noch von perfektem Ebenmaß. Das Verschwinden der Mädchenhaftigkeit hat ihr eigentlich gut getan. Ich sehe sie immer noch an einem der unsäglich langweiligen Sonntagnachmittage auf einer der Plantagen unten am See aus dem Wasser springen, die Badekappe abreißen, die Haare schütteln, und sie ist perfekt. Gestört hat mich immer nur, dass sie eine (für meinen Geschmack) zu knapp sitzende Badehose an hatte, die die Falten zwischen Gesäß und Oberschenkel voll exponierte - diese Körpergegend hat auch bei Superfrauen etwas Ordinäres. Aber das sollte ich nicht ausgerechnet einem Priester schreiben (schon wieder ins Fettnäpfchen getreten!). Immer wenn ich Isabeau betrachte, kann ich nicht umhin, sie mir tropfenübersät und halbnackt vorzustellen. Gelegentlich merke ich, wie ich sie anschau und meine Träume halb abwesend vor mich hinräume. Ich weiß: Fleischliche Sünde. Oder doch Gedankensünde. Aber wenn ich aus dem sündigen Traum zurückkomme, lasst Euch versichern: Isabeau gefällt's. Sie lächelt anerkennend.

Der kurze Kontakt mit zwei weiblichen Schönheiten bei Delvaux' hindert nicht, dass ich Euch beneide (und nicht *Monsieur* Delvaux) Die Bilder, die Ihr geschickt habt! Besonders das eine von dem Topf- und Geschirrstand auf dem Markt von Siguanhá mit den zwei indianischen Kundinnen im Hintergrund in ihren bunten über und über mit Vögeln und Lebensbäumen, wie Ihr schreibt, bedeckten Blusen; und sie sind auf Brust und Rücken nicht einmal die gleichen! Sie seien zurückhaltend, schreibt Ihr, aber es lohne sich, ihre Reserve allmählich aufzuweichen. Das glaube ich gern. Es muss sich lohnen, nach und nach hinter soviel Verspieltheit, hinter ihren philosophischen Hintergrund sozusagen, zu kommen, von der man in Afrika nicht viel gesehen hat, wenigstens nicht dort, wo wir waren. Ich weiß, auch dort gibt es so etwas, aber nicht bei den Sheni. Einfache Bienenformhütten, ein paar Werkzeuge, deren Grundtyp schon in der Steinzeit zu technischer Perfektion entwickelt wurde, und Kulturschutt aus Übersee - fremdländische Kleidung und bis auf den Griff herunter abgeschliffene Macheten, die aus der Tschechoslowakei und Polen stammten, ließen davon nichts ahnen. Und hier *Madame* Delvaux und ihr Tannhäuser mit seiner Ukulele. Ist das überhaupt noch Kultur?

Ich beneide Euch darum, unter Indios leben zu dürfen. Aber nicht darum, die christliche Botschaft in diese Welt tragen zu müssen. Die wirkliche, nicht die, mit der die frühen spanischen Missionare sich offenbar begnügt haben. Ich stelle es mir nicht nur schwer vor. Ich hätte an Eurer Stelle Angst, mit meiner Botschaft Wertvolles und Einzigartiges zu zerstören.

Jetzt hör ich auf, eh ich wieder auf meine übliche Art entgleise, die, wie ich wohl weiß, Euch zuwider ist, zuwider sein muss. Und das möchte ich gar nicht gern.

Ergebene Grüße von Jean-Pierre, der zaghaft hofft, dass Ihr ihm immer noch zugetan seid, ein bisschen wenigstens, ein ganz kleines bisschen.

28

Spanisch

Los Angeles, den 15. Mai 1976

Hochwürden,

nach dem großen Erdbeben habe ich nichts mehr von meinen Eltern gehört. Sie leben in Siguanhá,. Wir haben bis jetzt immer brieflichen Kontakt gehalten, nicht allzu oft, da ein Brief in die Vereinigten Staaten für meine Eltern immer eine kostspielige Angelegenheit ist. Sie sind einfache Leute, die wohl lesen und schreiben gelernt haben, aber sich schwer damit tun. Sie haben auch Schwierigkeiten, ihre Gedanken und Gefühle zu Papier zu bringen. Sie fanden jedoch bislang immer jemand in der Stadt, einen Kaufmann oder eine Frau auf dem Markt, der ihnen half. Seit dem Erdbeben antworten sie nicht mehr auf meine eiligen Schreiben.

Meine Anfangsstudien habe ich an der Singschule in San Pedro Carchá absolviert. Anschließend bin ich gleich in die Vereinigten Staaten ausgewandert. Ich bin hier in L.A. bei einem größeren Orchester als Repetitor angestellt. Ich bin nicht mehr zurückgekommen, um nicht bei der Rückkehr nach Kalifornien an der Grenze abgewiesen und von meiner Wirkungsstätte abgeschnitten zu werden. Ich habe meine Eltern 23 Jahre nicht mehr gesehen. Ich kenne niemand mehr in Siguanhá und wende mich deshalb an Euch. Ihr habt vielleicht eine gewisse Übersicht, wenn nicht über die Siguañeros, so doch über Personen und Amtsstellen, von denen man etwas erfahren könnte.

Die Namen meiner Eltern sind: Gregorio Gómez Álvarez und Ines Peláez Pacay

Hochwürden, Ihr seid meine letzte Hoffnung, noch Nachricht von ihnen zu erhalten. Ich werde Euch unendlich dankbar sein, wenn Ihr mir in dieser Angelegenheit beistehen könnt. Leider muss ich Euch gestehen, dass meine Eltern nur eine lose Verbindung zur Kirche haben. Sie gingen nur zu Weihnachten und am Karfreitag in Eure Stadtkirche. Sonst höchstens zu den Festen der Heiligen in den Kapellen der Bruderschaften, deren heidnischer Charakter mir erst hier in Kalifornien so richtig klargeworden ist. Es ist fast eine Unverschämtheit, dass ich mich jetzt mit der Bitte um Suche nach ihnen wende. Aber mir bleibt nichts anderes übrig.

Seid ergebenst begrüßt und zu tiefst bedankt für alles, was Ihr für mich tun werdet.

Pablo Gómez Peláez Repetitor

Postfach 24622

Los Angeles CA, USA

Niederländisch

(Randnotiz)

Eltern gleich gefunden. Schrieb einen achtseitigen Brief für sie. Versprachen unaufgefordert, jede Woche in eine meiner Messen zu kommen.

29

Amerikanisch

15. August 1976

Hallo Priester,

Sie haben mich mit den Indianern im Gemeindesaal schlafen lassen. Es war ein ziemliches Gedränge. Wenn ich nicht schon am Nachmittag gekommen wäre, hätte ich sicher auch nicht die Matratze bekommen. Die Ausstattung Ihres Gemeindesaals ist ausgesprochen dürftig. Sie dürfen nicht so viele Schlafgäste aufnehmen, wenn Sie keine Liegen haben. Sie sagten, die Leute hätten keine andere Unterkunft, und es regne. Dass sie nicht ebenso gut anderswo eine Bleibe fänden, glaube ich nicht. Meine Freundin hat schließlich auch eine gefunden.

Das Erscheinen dieser vielen Eingeborenen hat mich auch insofern geärgert, dass ich unbedingt mit Ihnen über Ihre Amtsführung sprechen wollte. Ich unterhalte mich gern mit Leuten, die sich ihre religiösen Vorstellungen von außen aufprägen lassen. Dafür ist der katholische Klerus ein eklatantes Beispiel. Ich gebe zu, dass die Fremdbestimmung auch ihr Gutes hat, sonst hätten Sie mir vermutlich nicht am nächsten Morgen den Dollar mitgegeben. Das war nicht viel, aber ich nehme an, dass die katholische Kirche Guatemalas ihre Diener nicht besonders reichlich entlohnt, und sie müssen Ihr Geld nach dem Gießkannenprinzip verteilen.

Meine Freundin kam in der methodistischen Mission unter. Nachdem eine der Missionarinnen genau erforscht hatte, ob Pamela mit mir schlief (da hätten wir auch beide gleich zu Ihnen kommen können) hielten sie ihr zu dritt ihr jede einen langen Vortrag mit Jesus und allem Zubehör nach dem Motto „Das tut man nicht“ beteten, was es das Zeug hielt, gaben sie ihr eine bereits geöffnete Büchse Ölsardinen und ließen sie auf einer Couch schlafen. Am nächsten Morgen musste sie noch eine Gebetsstunde mitmachen und kam ziemlich fertig hier an. Sie hatten ihr gerade mal fünfzig Cent mitgegeben.

Mit anderthalb Dollar kommen wir nicht sehr weit. Aber besser als gar nichts.

Hi

John Snyder

Niederländisch

(Randnotiz)

Es ist nicht immer leicht, die andere Backe hinzuhalten. Hoffentlich kommt er nicht wieder.

*Notiz : Nicht verdächtig. Zu geringer Intelligenzquotient. Aribert Schmidt Außenstelle Frachtzentrum*

30

Französisch

(Juni/Juli 1976)

Verehrter *Père* Alphonse,

sie haben mich verschleppt. Ich bin jetzt im Kahuzi-Nationalpark, wo sie ihr Lager haben. In einem Tal, wo die Hutu [untere Kaste in Rwanda und Burundi, Ackerbauern] von Rwanda und vor allem die Soldaten nicht hinkommen. Es sind Leute aus Burundi, auch Hutu, wie sie sagen. Sie sind geflohen, weil dort die Tutsi [obere Kaste in Rwanda und Burundi, Viehzüchter] Chefs sind und jeden Hutu, der sich wehrt, umbringen. Manche von ihnen sagen, dass sie viele Tutsi erschlagen haben, aber ich glaube ihnen nicht. Sie tanzen vor, wie sie es gemacht haben, aber es sind nur Kriegstänze, wie auch die Männer bei uns Sheni [Stamm, der um Kabungu und Rukarabwa siedelt] sie tanzen. Sie sehen nicht aus wie wirklicher Krieg. Aber wir Frauen bekommen Angst.

Sie sprechen nicht viel Kiswaheli und gar kein Französisch. So kann ich schreiben, was ich will. Sie wissen jetzt, dass ich bei Euch, verehrter *Père*, in Kabungu zur Schule gegangen bin, und wollen, dass ich Euch schreibe wegen Geld. Das ist nämlich alles, was sie von Weißen und besonders von Priestern erwarten. Sie haben offenbar keine Erfahrung mit Priestern. Schickt nur ja kein Geld!

Sie gehen immer wieder hinunter und plündern die Märkte. Wenn sie in der Nähe eines Marktes sind, spionieren sie aus, ob Soldaten da sind, und wenn keine da sind, schreien sie. Die Leute laufen gleich weg und lassen alles liegen, was sie verkaufen wollen. Bohnen, Hirse, Tomaten, Kochbananen, manchmal sogar Fleisch oder lebende Ziegen, wenn sie noch nicht geschlachtet haben. Das nehmen die Burundesesen. Dann rennen sie schnell weg, wenn sie wissen, dass gleich die Soldaten kommen. Vor den Soldaten haben sie besondere Angst. Ich habe auch Angst, vor allem. Vater und Mutter hatten auch immer Angst. Als die Burundesesen kamen, sind sie weggelaufen, in die Felder. Mich haben die Burundesesen mitgenommen. Mit der flachen Seite der Macheten haben sie mich in den Wald hinaufgetrieben, bis wir in ihrem Lager waren. Dann haben sie mich vergewaltigt, einer nach dem andern. Es hat schrecklich wehgetan, und ich war erst mal krank. Sie schlafen immer mit den drei Frauen, die hier sind. Ich habe jetzt herausgefunden, wie es weniger wehtut. Jeden Tag schlafen mindestens drei mit mir. Ich weiß, es ist Sünde, mit mehreren Männern zu schlafen. Aber ich kann nichts dafür. Kannst du zu Gott beten, dass er mich nicht bestraft?

Wir haben viel zu essen. Wir drei Frauen schlafen in einer Hütte, wie sie die Bambuti [Pygmäen] haben. Wir können nur ganz zusammengekrümmt liegen, auf einer Streu von Bambusblättern. Ich möchte gern wegrennen, aber ich habe Angst vor dem Wald. Es gibt Leoparden und Gorillas dort. Die Gorillas hören wir oft. Sie brüllen und schlagen sich auf die Brust, dass man es ganz weit hört. Ich schaue immer aus, ob nicht einmal Bambuti vorbeikommen, die uns Frauen aus dem Wald führen könnten. Aber es kommen keine. Sie wissen sicher, dass die Burundeser hier sind, und kommen nicht in dieses Tal. Wir würden auch mit ihnen schlafen, wenn wir nur hier wegläfen. Vielleicht könnten wir auch etwas zu essen für sie beiseiteschaffen. Aber sie kommen nicht.

Ich habe immer Angst. Morgen wollen die Burundeser diesen Brief mitnehmen und nach Bukavu schicken. Helfen kann mir hier niemand. Sie bewachen uns immer, und ich habe auch Angst, allein durch den Wald zu gehen. Vielleicht schickt Gott doch einen Mumbuti [Einzahl von Bambuti], der mich aus dem Wald führen kann. Aber ich habe nichts Rechtes, was ihm dafür geben kann.

*Père* Alphonse, bete für mich.

Wishuki Madeleine

31

Französisch

Dr. Ngaliema Kisangani

Bukavu, den 2. Oktober 1976

Hospital von Bukavu

Postfach 441

Cyangugu Rwanda

*Père* Alphonse Vansoomeren

Casa Paroquial

San Estéban de Siguanhá Alta Verapaz

Guatemala Centroamérica

Hochwürden,

Wir hatten längst keine Hoffnung mehr, von Euch zu hören, oder gar, dass Ihr uns helfen könntet. Umso erstaunter waren wir, als hier zwei Graue Väter aus Rwanda auftauchten und Medikamente und etwas zu essen für unsere Patientinnen mitbrachten.

Die Patres, erzählten uns, dass sie bereits Anfang des Jahres einen Brief von Euch und etwas Geld für Medikamente für uns bekommen hätten (Ihr wisst sicher, dass die Korrespondenz des Ordens über das Mutterhaus in Brüssel laufen muss). Die Väter in Rwanda hätten lange auf eine sichere Methode gewartet, ihre Sendung am Zoll vorbei hierher zu schicken, und schließlich ein Paket einem Geschäftsmann aus Bukavu mitzugeben. Sie hätten weder von dem Paket noch von dem Geschäftsmann je wieder etwas gehört. Der einzig sichere Weg sei eben leider, die Sachen mit den eigenen Ordensbrüdern zu schicken. Auch sie hätten Schwierigkeiten an der Grenze gehabt, konnten sich aber mit ein Paar Röhrchen und Fläschchen sich selbst und vor allen Dingen den Mitbringenseln Zugang verschaffen.

Sie haben uns berichtet, dass Ihr noch mehrmals Geld für Medikamente geschickt hättet. Viel könne es nicht sein, da Ihr dort wie ein einheimischer Priester bezahlt würdet, das heißt, kümmerlich, und es dort auch arme Menschen ohne Möglichkeit, zu arbeiten und etwas zu verdienen, gäbe. Ihr hättet ein ganzes Haus voll solcher Leute von Eurem Vorgänger übernommen. Ihr wisst, wir Afrikaner sagen nicht oft ‚Danke‘. Aber diesmal sind alle im Hospital Euch sehr dankbar.

Die beiden Patres, die alles gebracht haben, haben sich alles genau angesehen. Man sah, sie wollten sicher sein, dass die Hilfe dort ankam, wohin sie bestimmt war, und sagten es auf Befragen auch. Leider ändert sich hier nichts. Die Flüchtlinge sitzen nach wie vor im Busch. Niemand versucht, sie irgendwo anzusiedeln, und das Räuberleben, das sie sich angewöhnt haben, ist viel zu bequem und einträglich, als dass sie es aufgäben, auch wenn sie immer ihr Leben riskieren. So kommen immer neue vergewaltigte Frauen von den Bergen. Einige, die wir kuriert haben, sind nach Hause zurückgekehrt und haben erzählt, wie gut sie es hier hatten. Seitdem hat sich der Zustrom verzehnfacht, mindestens. Es gibt wohl in den drei traditionellen Königreichen um Bukavu keine Frau mehr, die nicht mindestens einmal in die Hände von Rebellen und Soldaten gefallen ist. Allein schaffe ich es schon jetzt nicht, alle zu behandeln, die kommen und wirklich krank sind.

Früher hatten wir Ärzte von der belgischen Hilfe hier. Auch Medizinalassistenten kommen nicht mehr, seitdem Unruhen und Krieg herrschen. Ein Belgier erzählte mir, dass ihm ein Mann von der Botschaft gesagt hat, der Botschafter und das Ministerium in Brüssel seien der Meinung, sie hätten jetzt genug zairische [1971 wurde der Kongo in Zaire umbenannt] Ärzte ausgebildet, dass es jetzt ausreichend davon geben müsse und die Entsendung von belgischem medizinischen Personal nicht mehr notwendig sei. So viele von Belgien unterstützte Studenten waren es aber nicht, als ich in Lubumbashi war, und keiner von meinen Mitstudenten will in den Kivu kommen, solange hier gekämpft wird. Sie bleiben lieber in Kinshasa und behandeln Politiker und Generäle. Deshalb brauchen wir wieder belgische oder auch französische Ärzte und solche von den UN, wie früher. Für die ist es auch viel weniger gefährlich als für Zairer.

Ich hoffe auf Euch und die Patres in Rwanda. Legt ein gutes Wort bei den verschiedenen Ämtern der technischen Hilfe und den NGO [Nichtstaatliche Organisationen] ein, dass sie uns europäische Ärzte schicken, möglichst viele. Die Not ist groß. Und sie sollen gleich die nötigen Medikamente mitbringen. Der Belgische Medizinische Dienst schickt uns zwar welche, aber die Pakete kommen immer leer an, das heißt, die, die die Medikamente

gestohlen haben, legen meistens Steine hinein, um das richtige Gewicht vorzutäuschen. Dieses Land ist schlimm. Was die Rebellen in den Bergen und das Militär nicht den Leuten wegnehmen, stehlen ihnen der Zoll und die Lastwagenfahrer.

Denkt auch an mich, Hochwürden. Ich habe fünf Kinder von meiner Ehefrau und zwei von anderen Frauen und ein Gehalt, das ich schon für ein Kind den Lehrern geben muss, damit es auf der Schule bleiben darf. Ich könnte gar nicht leben, wenn ich nicht gelegentlich ein Medikament verkaufen würde. Nicht gern. Wahrhaftig nicht. Aber was soll ich machen?

Ich muss schließen. Der Gang vor dem Konsultationsraum ist voller Frauen, die gerade wieder neu von den Bergen gekommen sind, und im Hof draußen warten noch viele andere.

Mit tiefer Ehrerbietung

Dr. Ngaliema

32

Niederländisch

Kabungu, den 16. September 1976

Lieber Bruder,

Ihr werdet noch genug zu tun haben mit den Folgen des großen Erdbebens vom 4. Februar, und ich traue mich kaum, mich um Rat an Euch zu wenden. Ihr werdet am Absender sehen, woher der Brief kommt. Ihr wart Jahrzehnte lang an der Missionsstation tätig, und werdet vielleicht einem jungen Landsmann und Mitbruder verzeihen, dass er hilflos vor allem steht, in das er zwar vorbereitet, aber doch recht hilflos hineinkatapultiert worden ist.

Euch mit ‚Bruder‘ anzureden, geniert mich. Ich fühle mich eher als ein Sohn beziehungsweise Neffe, um nicht zu sagen: Großneffe, nicht so sehr des Alters wegen, sondern der Reife, Erfahrung, und nach dem, was unsere Mitbrüder von Euch sagen, Weisheit. Aber die Regeln unseres Ordens fordern diese Anrede.

Mein Name ist Henrik van der Elst. Ich bin nicht Euer Nachfolger in Kabungu. Das ist, wie Ihr wissen werdet, Mufunda Grégoire. Außer ihm sind noch einige einheimische Brüder und Lehrer an der Station. Ich bin der einzige Europäer der kleinen Gruppe unseres Ordens. Ich bin erst vor einem Jahr ordiniert worden. Dies ist der erste Ort meiner Pfarrtätigkeit. Es war mein Wunsch, in Afrika tätig sein. Als mir die Ordensleitung Kabungu in der Kivuprovinz als Ort meiner Tätigkeit zuwies, war ich glücklich, weil ich hoffte, gerade in dieser von Rebellion und Guerrilla geplagten Region etwas ausrichten zu können. Ich hoffe, Ihr legt mir das nicht als geistliche Arroganz aus.

Wer in unseren Orden eintritt, lässt, so heißt es in seiner Regel, die alten sozialen Bindungen hinter sich und, dachte ich, auch die kulturellen. Ich sollte mich also in die kleine Gemeinschaft der Patres hier vor Ort eingebettet fühlen. Mehr noch, ich sollte mich anstrengen, mich ohne Vorbehalt in sie einzugliedern. Es ist schwer, nicht nur für mich, der

ich beinah stündlich über unverständliche Reaktionen meiner Mitbrüder falle. Sie lassen mich – ob bewusst oder unbewusst, kann ich nicht beurteilen – fühlen, wie fremd ich ihnen bin. Sobald ich zu einer Gruppe von zwei oder drei von ihnen trete, verstummen sie, und die Gesprächsthemen, die sie nach einer Verlegenheitspause aufnehmen, sind so offensichtlich auf mich ausgerichtet und andere als vorher, dass ich es selbst dann spüre, wenn sie vorher Kiswaheli oder eine Stammessprache gesprochen haben. Ich fühle mich sehr allein gelassen. Ich hoffe auf Rat (wenn Eure Pfarre Euch Zeit dazu lässt), vielleicht auch ein wenig Trost. Ich fühle mich als totale Fehlbesetzung.

Natürlich lese ich Messen. Sogar sehr viele. Bis zu sechs an einem Tag. Sie werden von Leuten bestellt, denen es offensichtlich gut geht. Es sind wenige, die sich nicht direkt an mich wenden, sondern, wie es die Regel sein sollte, an den Prior, Monsignore Rwamangabwa. Mir war das anfangs peinlich, bis Monsignore auch von den wenigen, die zu ihm kamen, die meisten zu mir schickte. Er erklärte mir, dass selbst hartgesottene Sünder ein Anrecht besäßen, dass die Mission in Gestalt von Messen Fürbitte vor Gott einlege. Außerdem sei das, was die Besteller für die Messe zahlten, im Augenblick die einzige Einnahmequelle von Kabungu. Ich täte also auch in dieser Hinsicht ein gutes und nützliches Werk. Ich fragte nicht weiter nach, finde es aber schwierig, die Wandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi inflationsartig Tag für Tag zu feiern, zumal die betroffenen Sünder, das heißt, die Besteller der Messe häufig gar nicht in der Kirche sind.

Auch mit der Beichte habe ich meine Schwierigkeiten. Auch da bin ich gefragt, wenn auch der Sektor, dem die Beichtenden angehören, durch meine mangelnden Sprachkenntnisse beschränkt ist. Es sind auch hier, wie mir Bruder Mufunda erklärte, wieder Leute, denen es verhältnismäßig gut geht. Die Sünden, die vor mir ausgebreitet werden, sind offensichtlich europäische Importware. Wenn man sich nachher mit den Leuten unterhält, wird schnell deutlich, dass ihr Bild von Wohl- und Fehlverhalten ein ganz anderes ist als das, das sie in der Beichte präsentieren. Am meisten frappiert mich das bei den Mitteilungen über ihr Sexualleben. Jeder ist freudig bereit, sich des Ehebruchs anzuklagen und dramatisch auf die Brust zu schlagen. Nach der Beichte scheint ihnen eine allgemeine Fornikation, quer durch die ganze Bevölkerung, die natürlichste Sache von der Welt zu sein, wie Essen und Trinken, mehr noch, ein Grundrecht von der Art der Menschenrechte in unserer belgischen Verfassung.

Überall stoße ich auf Barrieren. Um mich ein bisschen über die Lebensumstände unserer Pfarrkinder zu orientieren, mache ich Ausflüge zu den Gehöften der Leute. Allzu weit können wir nicht gehen, heißt es, wegen der Rebellen in den Bergen. Bis hierher sind sie noch nicht gekommen. Dafür haben wir die Soldaten hier. Ihr kennt ja sicher noch die Militärstation nicht weit von Kabungu – oder ist sie erst nach Eurem Weggang eingerichtet worden? Die Leute um die Station fürchten sie sehr. Sie sind unglücklich darüber, dass sie so nah ist. Das Militär, behaupten sie, vergewaltigt schlimmer als die Rebellen. Aber die Ankunft der Soldaten, die mich begleiten, verursacht nicht mehr Aufregung als ich, wenn ich allein durch die Felder und Siedlungen streife. Frauen, die auf den Feldern arbeiten, flüchten, sobald meine graue Kutte auftaucht. Oft lassen sie sogar ihr Werkzeug, ihre Hacken vor allem, fallen, bevor sie wegrennen. Manche trauen sich nicht einmal mehr, ihre Babys aufzunehmen. Auch

viele Kinder bei den Hütten rennen vor mir davon. Die meisten lassen von jeder Aktivität ab, hocken sich zusammen und starren mich an. Die Männer sehe ich gerade noch in malerischen Posen zwischen den Hütten herumsitzen, komme ich näher, so stehen einige auf, namentlich die Alten und nehmen eine respektvolle Haltung ein, die ich als völlig unpassend empfinde, junger Mann, der ich doch schließlich nur bin. Andere versuchen, durch eine möglichst patzige Haltung ihre Gleichwertigkeit zu demonstrieren. Auch das macht jeden vernünftigen Kontakt unmöglich. Ich muss zugeben, dass der ohne Kiswahelikenntnisse ohnehin nicht möglich ist. Sie sprechen mich immer wieder in dieser Sprache an, und ich kann (noch?) nicht antworten.

Ich habe Bruder Mufunda gefragt, was ich falsch mache, wenn ich ins Gelände hinausgehe und wie ich mich verhalten muss, um die Leute zu sehen, wie sie sich natürlich geben. Ich weiß nicht, ob er meine Absichten und Wünsche begriffen hat. Er hat gelacht und erklärt, die Leute hätten nun schon eine ganze Weile keinen Weißen mehr in Kabungu gesehen, praktisch seitdem Ihr, Bruder Alfons, die Mission verlassen hättet, und um ihre Hütten erst recht nicht. Schon als noch Ruhe im Kivu geherrscht habe, sei das Erscheinen eines Weißen, eines *muzungu* [swaheli: Europäer], bei einem Bauern ein Ereignis gewesen. Jetzt, das wisse ich ja wohl, gäbe es nur noch ein paar *wazungu* [Plural von *muzungu*] in Bukavu. Sie wohnten nicht weit von der Grenze, über die sie bei der geringsten Unruhe nach Rwanda flöhen. Die meisten hätten ein Boot, um jederzeit bei Nacht über den See fliehen zu können. Er riet mir, erst einmal nicht ins Gelände zu gehen und Kontakt nur zu den Bauern aufzunehmen, die in die Kirche kämen. Auch später solle ich, wie es auch die anderen Brüder hielten, nur hinausgehen, wenn irgendwo eine kirchliche Handlung notwendig sei. Taufe oder Hochzeit. Diese nur selten. Begräbnisse nicht, die erledigten die Leute selber. Die Toten würden auf dem Feld beigesetzt, die Häuptlinge unter ihrem Haus, das man dann aufgäbe und zusammenfallen ließe. Das sei Sitte bei seinem Stamm – er sagte Volk. Man hörte, wie stolz er auf diese Tradition war.

Ich will aufhören. Ihr seht, was immer ich unternehme, immer gibt es eine Mauer, an der ich mir den Kopf einrenne. Ich hoffe nach wie vor, dass ich mit diesem Land und diesem Ort zurechtkomme und auf dem Platz, auf den ich nun einmal gestellt bin, etwas für Gott und für die Kirche tun kann. Ich bin ungeduldig. Ihr mögt mir verzeihen, dass ich Euch soviel vorjammere. Ich erhoffe mir von Euch ein paar gute Ratschläge, mit denen ich die Periode des Frusts und der Ineffizienz abkürzen und zu einem besseren Verständnis von Land und Leuten gelangen kann.

Darf ich Euch bitten, für mich zu beten?

Gott segne Euch und die Arbeit, die Ihr dort, vielleicht unter ähnlichen Bedingungen wie hier, tut. Gelobt sei Jesus Christus.

Henrik van der Elst

Brüssel , den 5. Januar 1977

Lieber, verehrter *Padre*,

wie soll ich anfangen? Mit einer Beichte? Ach, Ihr habt mir ja schon in Kabungu auf den Kopf zugesagt, ganz am Ende meiner Zeit freilich, dass ich nur zur Beichte käme, um von Isabeau reden zu können. Dann und wann zur Beichte käme. Sehr wahr. Also schreibe ich jetzt von Isabeau, ohne mich auf Beichte herauszureden. Schreiben muss ich von ihr.

*Padre*, es hat mir nicht gut getan, Isabeau bei Delvaux' wiederzusehen. Ich habe von ihr geträumt. Allzu deutlich. Ich traf sie im Traum, nachdem sie gerade die Nacht mit einem anderen verbracht hatte, ohne dass ich wusste, wer es war. Ich weiß nur noch, dass ich neben ihr saß und meine Hand auf ihren Arm zu legen versuchte. Was misslang, ohne dass ich begriff, wie und warum. Wenig später legte ich meinen Arm um ihre Taille. Auch das wehrte sie ab. Schließlich legte ich die Hand auf ihren Oberschenkel. Davon bin ich aufgewacht. *Padre*, das ist nicht gerecht. Er soll mich mit seiner Fleischeslust in Frieden lassen, denkt Ihr.

Ihr habt voller Eifer und Zustimmung berichtet, dass Eure neuen Schäfchen, zum mindesten die Indianer unter ihnen, für jedes Unglück, das über sie kommt, eine Ursache im eigenen Verhalten suchen, und nicht nur in ‚sündigen‘ Taten, sondern auch in ‚sündigen‘ Gedanken, in Taten also, mit denen man in seiner Fantasie herumspielt, ohne zum Vollzug zu schreiten. Träume sind mehr als sündige Gedanken. Ich bin froh, dass ich kein Indianer bin, und hoffe, dass Ihr Euch diese Theologie der Sünde noch nicht voll zu eigen gemacht habt.

Ich sitze mal wieder auf dem Bürgersteig vor dem Café am ‚Goldenen Vlies‘, während ich dies schreibe (am selben Tisch, wo ich Delvaux und die kleine Rwandesin getroffen habe). Ich beobachte, wie sich der Kellner und ein Gast hinter der Fensterscheibe im Café unterhalten. Man hört nichts. Natürlich weiß ich, dass es sich um den banalsten aller menschlichen Kontakte handelt, um die Bestellung von Kaffee oder Tee mit Beilage, und der Kellner beschränkt sich auf Offerten verschiedener Zubereitungsarten und vielleicht ein Dankeschön. Aber man kann nicht umhin, diesen, wenn auch nur kurzen, Kontakt zweier einander wahrscheinlich völlig fremder Menschen als ein Wunder zu betrachten, ein Sich-Öffnen von tieferer, beinahe philosophischer Bedeutung. Man staunt wieder einmal über die menschliche Fähigkeit zur Kommunikation und unsere Fähigkeit, über sie zu staunen. Man bekommt wieder einmal vor Augen geführt, wie sehr das, was wir von der Welt wissen und an ihr bewundern, davon abhängt, dass nur so wenig von ihr durch unsere Sinnesorgane dorthin dringt, wo wir aufnehmen und verarbeiten. Ohne die Fensterscheibe, die uns vom Kontakt zwischen Kellner und Gast nur die optischen Eindrücke lässt, unserer Fantasie also freien Spielraum gewährt, würde man sich des Wunders der menschlichen Kommunikation gar nicht bewusst werden. Kommt der Kellner nach draußen, ärgert man sich bloß, weil er nicht erscheint, um endlich mit uns abzurechnen.

Durch die Scheibe betrachtet und stumm, scheint die Kommunikation der beiden Gesprächspartner tiefer zu gehen als die geträumte zwischen Isabeau und mir (wenn ich noch mal auf sie zurückkommen darf). Die existiert im Grunde gar nicht. Es ist die Berührung von Isabeaus warmer und weicher Haut, nicht nur in den Fingerspitzen (da vielleicht am wenigsten), auch dort, wo der Arm ihr aufliegt. Es ist nicht einmal notwendig, die nackte Haut zu fühlen. Es genügt zu wissen, dass hinter dem leichten Druck ihrer Bluse und Hose, noch besser, ihres Rocks, warme und weiche Haut zu finden wäre, dürfte man den Stoff wegnehmen. Und wie seltsam, dass es nur auf diese Körperhülle ankommt. Von gewissen Orten abgesehen, auf die ich nicht eingehen möchte (und die auch in meinen wüsten Träumen ausgespart blieben) möchte man in keiner Weise mit dem konfrontiert werden, was unter dieser Haut zu finden ist. Im Gegenteil, sein Gegenüber verletzt, vielleicht sein Leben gefährdet und den Leib irgendwo geöffnet zu sehen, wäre äußerst unangenehm. Man. oder wenigstens ich, würde vor dem Inneren auch der Geliebten zurückschrecken – um es schwach auszudrücken –, und jeder erotische Drang würde in sich zusammenfallen.

Und es geht mir jetzt, bei der riskanten Niederschrift solcher Überlegungen - gewagt jedenfalls in einem Brief an einen Priester - auf, dass ich von Isabeau eigentlich nichts weiß. Ja, ich war oft auf Delvaux' Plantage. Ich habe sie oft gesehen, auch an Sonntagen auf den Plantagen rings um den See, und sie wusste auch, dass mich ihre äußere Erscheinung, kurz gesagt, ihre Schönheit, beeindruckte, mich schüchtern und unsicher machte. Aber das widerfuhr ihr bei vielen, und sie wusste auch, dass eine junge weiße Frau im schwarzen Land auf weiße Männer wie Schießpulver wirkt. Wie ich, glaube ich, schon einmal geschrieben habe, hatte sie sich eine schnippische, auf *common sense* gerichtete Art der Unterhaltung mit solchen Herren angewöhnt (vielleicht war das auch alles, was sie an Gesprächen liefern konnte, aber ich möchte es nicht annehmen). Jedenfalls hätte mich nichts in sie verliebt machen können, was aus ihrem Mund kam. Sie zog mich rein körperlich an. Eigentlich schandbar. Wenn da auch immer eine kleine Hoffnung blieb, es könnte auch anders sein.

Nicht so der Kellner und der Gast hinter der Fensterscheibe. Wenigstens dachte ich es mir nicht so. Ich stellte mir vor, wie sie sich auf dem Gebiet, dem Sektor ihres jeweiligen Seins und Wirkens, der ihnen gemeinsam war, austauschten, Musik, Brieftaubenzüchten, Wanderungen in Schottland oder was immer, wo sie beglückt einig waren und sich gegenseitig sogar ein wenig bereicherten, und meine Fantasie konnte auch nicht dadurch beeinträchtigt werden, dass mir die Wirklichkeit ihres banalen Wortausstauschs durchaus bewusst war. Welten trennten diese Vorstellung von dem, was ich bei einer Begegnung mit Isabeau empfand und noch immer empfinde.

Geht es Euch mit den Indianern vielleicht wie mir mit dem Kellner hinter der Scheibe? Ihr schreibt, Ihr lernt ihre Sprache einstweilen nicht, zumal Ihr eigentlich drei von diesen Sprachen können müsstet, um mit allen indianischen Pfarrkindern kommunizieren zu können. Wenn sie nun zusammenstehen und miteinander reden, muss es doch auf Euch so wirken wie auf mich die Männer hinter der Scheibe: Ihr schätzt das, was sie miteinander haben, weitläufiger, gewichtiger, gescheiter ein, als es in Wirklichkeit sein wird. Ist es nicht so?

Nein, es ist wohl nicht so. Wenn ich an Kabungu denke, wo wir mit den Leuten auch nur Französisch und Kiswaheli geredet haben. Ihr konntet Masheni [Sprache der Sheni, des Stammes der um Kabungu und Rukarabwa siedelt], was ich immer sehr bewundert habe. Aber es gab ja auch Plantagenarbeiter, Kaufleute und nicht zuletzt Mitbrüder von anderen Ethnien. Ich wenigstens habe nie vermisst, die Sheni und andere Leute aus dem Kivu in ihren Idiomen zu verstehen. Vielleicht weil ich nach dem, was sie mir auf Kiswaheli mitteilten, annahm, ihre Unterhaltungen in den Stammessprachen lohnten die Mühe nicht, sich in das Sprachmedium hineinzuknien.

Nun bin ich wieder zu zudringlich geworden. Bevor ich das nächste Porzellan zerschlage, wünsche ich Euch lieber, dass Eure Pfarrkinder ihrem Pfarrer gegenüber immer aufgeschlossener werden, und zwar in absehbarer Zeit.

Jean-Pierre

